

»Eine protestantische Ikone«

Elisabeth Schmitz: Die einst kaum gehörte und heute nahezu vergessene Kämpferin gegen die Judenverfolgung im Dritten Reich • Von Doris Stickler

HANAU. Elisabeth Schmitz (1893-1977) wurde in Hanau geboren und studierte Theologie, Geschichte und Philosophie in Berlin, wo sie bis 1943 lebte. Ihren aktiven Widerstand gegen das Hitlerregime hat man mehr als ein halbes Jahrhundert lang vollkommen ignoriert.

Die »lahmen, über und über in Watte gepackten Äußerungen der Kirchenbehörden« stürzten Elisabeth Schmitz schon früh in Verzweiflung. Mit ihrem seismografischen Gespür für die drohenden Gefahren bat sie bereits sechs Wochen nach Hitlers Macht ergreifung Karl Barth um deutliche Worte. Der berühmte Theologe ließ sich damit bekanntlich Zeit. Sie selbst war von Anfang an eine der radikalsten und konsequentesten Stimmen in der Bekenntlichen Kirche (BK) und riskierte ihr Leben, um das Verfolgeter zu retten.

Doch das ist bis heute nur wenigen bekannt. Dabei müsste ihr Name an vorderer Stelle stehen, wenn es um herausragende Gestalten des Kirchenkampfes geht. Der Zeitgeschichtler Manfred Gailus spricht von einer partiellen Erinnerungstrübung und liefert für das nach seinen Worten »nicht ganz uneigennützig verschweigen eingeweihter Großtheologen« eine plausible Erklärung: »Man duldet keine anderen Götter neben sich, schon gar nicht weibliche.«

Nahezu prophetische Warnungen

Zeitlebens bescheiden und öffentlichkeitsscheu, hat sich Elisabeth Schmitz gegen solche Missachtung nie gewehrt. Ihrer Bererdigung wohnten 1977 gerade einmal sieben Menschen bei. Wie couragiert die promovierte Historikerin und Theologin in der Nazizeit handelte, dringt erst seit rund zehn Jahren ans Licht.

Wenngleich das Ausmaß ihrer Verdienste nur noch lückenhaft zu ermessen ist – die meisten Zeitzeugen sind tot, ein Großteil der Hinterlassenschaften verloren – ist sich Gailus gewiss, dass man jene Frau, die schlicht übersehen, überhört, vergessen worden sei, »über kurz oder lang in den protestantischen Heiligenstand« erhebt. Mit seiner unlängst veröffentlichten Schmitz-Biografie trägt der Professor an der Technischen Universität in Berlin ein gutes Stück dazu bei. Einen Meilenstein in der Schmitzforschung



Gerhard Lüdecke hat 2004 im Keller einer Hanauer Kirchengemeinde den Inhalt einer verstaubten Aktentasche inspiziert. Neben Briefen und Papieren fand er darin das Original der Denkschrift »Zur Lage der deutschen Nichtarier« von Elisabeth Schmitz.

hat im Jahr 2004 schon Gerhard Lüdecke gesetzt.

Als der pensionierte Richter im Keller einer Hanauer Kirchengemeinde den Inhalt einer verstaubten Aktentasche inspizierte, traute er seinen Augen kaum. Neben Briefen und Papieren hielt er das Original von Elisabeth Schmitz Denkschrift »Zur Lage der deutschen Nichtarier« in den Händen. Die wahre Urheberschaft hatte 1999 zwar bereits ihre ehemalige Schülerin und Freundin, Pfarrerin Dietgard Meyer, nachgewiesen. Die meisten vermeintlichen Experten aber ordneten den Text nach wie vor einer anderen Verfasserin zu. Der Fund beseitigte nun jeden Zweifel.

Die 20 eng getippten Manuskriptseiten sowie drei Briefe, die Schmitz nach dem Novemberpogrom 1938 an Helmut Gollwitzer sandte, zeugen für Gerhard Lüdecke von einem ungewöhnlichen Scharfblick und »vorausschauenden Deutungen von geradezu prophetischer Qualität«. So mahnte die Studienrätin bereits 1935, dass es »keine Übertreibung ist, wenn von dem Versuch der Ausrottung des Judentums in Deutschland gesprochen wird«.

ANZEIGE

Ob Geburtstag, Hochzeitstag, Jubiläum
Private Aufnahmen professionell digitalisiert sind die Geschenkidee für jeden Anlass!
Informieren Sie sich gleich bei der Helo KG!
Professionelle Beratung erhalten Sie unter
Tel. 0 84 58 / 38 14 75 oder
unter www.filme-sichern.de

Auch Gailus stuft die wenigen, noch erhaltenen Unterlagen der Vielschreiberin als das »Klarste und Klügste« ein, das von Zeitgenossen überhaupt gesehen und gesagt werden konnte.

Die Bekenntnispfarrer, an die die Denkschrift verteilt worden ist, waren dafür blind – oder wollten es nicht erkennen. Hätte Schmitz die 200 Exemplare namentlich gezeichnet, hätte man sie wenigstens nach Kriegsende nicht so schmachlich ignorieren können. Sich als Autorin zu erkennen zu geben, war freilich viel zu gefährlich. Es grenzt ohnehin an ein Wunder, dass die mutige Dissidentin nie in die Fänge der Gestapo geriet.

Verfolgte vor der Deportation bewahrt

Schon 1933 nahm Schmitz für mehrere Jahre eine befreundete Ärztin, die als evangelische Christin jüdischer Herkunft ihre Existenzgrundlage verloren hatte, in ihrer Wohnung auf. Dort wie auch in ihrem Wochenendhaus in Wandlitz gewährte sie noch etlichen anderen russisch Verfolgten Unterschlupf und bewahrte sie vor der Deportation. Das Hisen der Flagge und den Hitlergruß lehnte die Studienrätin ebenso standhaft ab wie die Mitgliedschaft im nationalsozialistischen Lehrerbund.

Nach dem Pogrom vom 9. November quittierte sie ihren Schuldienst mit fast provozierender Of-

fenheit und teilte der Behörde mit, sie könne den Unterricht nicht so geben, »wie ihn der nationalsozialistische Staat von mir erwartet und fordert«. Im Frühjahr 1939 in den Ruhestand versetzt, verschrieb sich die damals 46-Jährige nun ganz dem Widerstand.

In der Berliner Bekenntlichen Kirche gehörte Schmitz einem sehr aktiven Kreis alleinstehender, hoch gebildeter und qualifizierter Frauen an, sie engagierte sich in der Dahlemer Gruppe und übernahm die gefährliche Aufgabe, Juden, die sich taufen lassen wollten, Religionsunterricht zu erteilen, half auf eigene Faust den Verfolgten wo sie konnte.

Im weltoffenen liberalen Protestantismus zuhause – Schmitz studierte unter anderem bei den Theologen Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch – litt sie unsäglich unter dem Versagen der Kirche. »Ich kann dann gar nichts anderes tun als voll bitterer Scham schweigen«, offenbarte sie sich einmal in einem Brief. Ausgebombt und schwer erkrankt, kehrte Schmitz 1943 in ihr Elternhaus zurück.

In Hanau unterrichtete sie nach dem Krieg an der Karl-Rehbein-Schule und lebte bis zu ihrem Tod zurückgezogen und unerkannt. Ihre imponierenden Taten blieben auch der Kirchengemeinde und dem Geschichtsverein verborgen. Es hat vermutlich auch nie jemand nachgefragt.

Was man Elisabeth Schmitz zu Lebzeiten vorenthalten hat, wird ihr nun posthum zuteil. Nach dem Hanauer Fund ließen die Stadt und die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck vor fünf Jahren zu ihren Ehren einen Gedenkstein errichten. Als der amerikanische Filmemacher und Theologe Steven D. Martin 2008 von ihrem Schicksal erfuhr, drehte er postwendend eine Dokumentation. Manfred Gailus verfolgt mit Genugtuung das »kontinuierliche Aufsteigen des Schmitzischen Sterns«. In der Bekenntlichen Kirche einst eine unbequeme Außenseiterin und lästige Randfigur, zeichne sie sich zunehmend als historisch bedeutsame Ausnahmeerscheinung ab.

Der Professor für Neuere Geschichte ist überzeugt, dass die äußerlich unscheinbare Person, für die das christliche Bekenntnis nie eine zu vernachlässigende Größe war, als »protestantische Ikone des 20. Jahrhunderts« die angemessene Würdigung erfahren wird. Daran arbeitet auch Gerhard Lüdecke, der sie unter den »Gerechten der Völker« vermisst. Der Jurist leitete bereits die notwendigen Schritte ein und geht davon aus, dass er den Namen Elisabeth Schmitz bald in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Jad Vaschem verewigt weiß.

■ Tipp: Manfred Gailus umfassende wie packend geschilderte Biografie »Mir aber zerriss es das Herz. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz« ist bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen (320 Seiten, 24,90 Euro). Steven D. Martins Dokumentarfilm »Elisabeth von Hanau« ist als DVD zu beziehen unter steve@vitalvisuals.com.

»Es gehen Gerüchte um (...), dass ein Zeichen an der Kleidung der Juden beabsichtigt sei. (...) Wir haben die Vernichtung des Eigentums erlebt, zu diesem Zweck hatte man im Sommer die Geschäfte bezeichnet. Geht man dazu über, die Menschen zu bezeichnen, so liegt ein Schluss nahe, den ich nicht weiter präzisieren möchte.«

Elisabeth Schmitz am 24. November 1938 in einem Brief an den Theologen Helmut Gollwitzer. Der »Judenstern« wurde ein Jahr später in Polen und 1941 in Deutschland eingeführt.